

IDI-INFORMATION

Nr.108

Dezember 2019



Teilnehmer in Stans: v.v.links beginnend: Sabine Graf, Daniela Krienbühl, Bettina Bohn, Hannelore Decker, Claudia Scherer, Angelika Polak-Pollhammer, Alexandra Kern, Gerlinde Allmayer, Blasius Regensburger, Anneliese Zerlauth, Berta Thurnherr-Spirig; 2. Reihe v. links beginnend: Dr. Helen Christen, Praxedis Kaspar, Gerd Spiekermann, Lidwina Boso, Annemarie Regensburger, Birgit Rietzler, Hans Dieter Mairinger, Erna Rank-Kern, Dirk Römmer, Erwin Messmer, Astrid Marte; 3. Reihe v. links beginnend: Dr. Christian Schmid, Herbert Grösch, Jean-Francois Drozak, Josef Wittmann, Hannes Decker, Prof. Max Faistauer, Gerd Allmayer, Pierre Kretz, Markus Manfred Jung, Manfred Kern

IDI-Tagung 2019 in Stans

Ich steige steil auf. Nicht als Schriftsteller, aber als Gebirgswanderer. Die IDI-Tagung ist zu Ende, ein warmer, strahlender Herbsttag! Aber schon ist Mittag vorbei. Also spute dich, Messmer! Nach dreieinviertel Stunden habe ich den Gipfel erreicht. Buochserhorn, 1807 m ü. M. Was für eine atemberaubende Aussicht! Nicht auf mein verflissenes und künftiges Leben als Schriftsteller, dafür rundum auf die Innerschweizer Alpen und auf den Vierwaldstättersee tief unter mir.

Das Ende unserer diesjährigen IDI-Tagung als Einstieg zum Bericht mag die geneigte Leserschaft vielleicht ein wenig verwundern. Warum denn? Meine Einleitung soll ein zentrales Anliegen des IDI-Komitees unterstützen und Lust auf dessen Berücksichtigung seitens der Mitglieder wecken: Es lohnt sich, den – zugegebenermaßen für fast alle Teilnehmer langen und beschwerlichen – Weg zur Tagung unter die Räder zu nehmen! Nicht nur für Bergwanderer wie mich. Klar, das IDI steht in Gefahr, mehr und mehr zu einem Altersclub zu mutieren, das wird hier auch noch ein Thema sein. Aber gemacht, zuerst noch dies: Auch für Mitglieder im fortgeschrittenen Alter beinhaltet der jährliche Ausflug in ein je anderes Mundartgebiet Blutaufrischung, Faszination, Inspiration! Wer ist denn schon einmal in Wangen, wer in Langenlois, wer in Stans gewesen?

Stans habe sogar ich, als Schweizer, bis jetzt nur flüchtig gekannt. Durch die großartige Führung des einheimischen Schriftstellers Tony Ettlins ist es mir so nah gekommen, dass ich seither nur mit wärmsten Empfindungen an diesen Innerschweizer Flecken denken kann. Diejenigen, welche dabei waren, sind reich beschenkt nach Hause zurückgekehrt. Nicht nur der hochkarätigen Veranstaltungen und Vorträge wegen, die im Verlauf dieser zwei Tage zu erleben waren, auch wegen des *genius loci*, des gebietstypischen mundartlichen Singsangs, der wunderschönen architektonischen Dorfanlage – und wegen der Gebirge rundum. Und natürlich auch der Leute wegen, welche nicht zu Hause geblieben sind!

Fazit: *Les absents ont tort*. Dieses französische Sprichwort – *Die Abwesenden befinden sich im*

Irrtum – wird ganz sicher auch für künftige IDI-Tagungen gelten. Deshalb mein Aufruf an alle, die noch einigermaßen mobil sind: Nicht zu Hause hinter dem Ofen sitzen bleiben! In den Zug steigen, zur Tagung fahren! Die Begegnungen genießen, Anregungen für das eigene Schreiben empfangen, sich dabei innerlich verjüngen!

Bleiben wir noch ein bisschen auf dem Weg von hinten nach vorn. Am Sonntagvormittag, einige Stunden bevor alle wieder in alle Winde verstieben sollten, empfing uns also dieser *Tony Ettlins* zu seiner **Führung durch Stans**, den Hauptort des Kantons Nidwalden. 1773 fielen zwei Drittel des stattlichen Dorfs einem Brand zum Opfer. Der Wiederaufbau im Barockstil prägt das heutige Dorfbild. Aber wenigstens ein Quartier mit alten Holzhäusern war vor den Flammen verschont geblieben. Hier ist Ettlins aufgewachsen. In der alten Handwerkermeile mit dem Namen *Schmiedgasse*, die sich mit ihren alten Holzhäusern dem Fuß des Stanserhorns entlangzieht, wohnen und arbeiten und feiern die Schmiedgässler, deren Altvordere in Opposition zum übrigen Stans vor etwa 60 Jahren die «Freie Republik Schmiedgasse» ausgerufen hatten. Höhepunkt des in der Schweiz wohl einmaligen Gassenalltags ist die alljährliche *Chilbi* (Kirmes), in welcher eine Rutschbahn vom steilen Hang über die Dächer hinweg hinunter auf die Gasse die Hauptattraktion bildet. Tony Ettlins illustrierte seine ebenso informative wie unterhaltsame Führung mit bald lustigen, bald nachdenklichen und berührenden eigenen Gedichten sowie mit passenden kurzen Prosatexten, die seine abenteuerlichen Erlebnisse als Schmiedgässler-Kind und damit das Stans der 50er und 60er-Jahre wieder auferstehen ließen. Unvergesslich zum Beispiel die lange Liste von historischen Übernahmen, alle von Dorfbewohnern für Dorfbewohner erfunden, aus welcher er uns ausgewählte Beispiele präsentierte. Das war zum Totlachen und bewies ganz beiläufig den oft aberwitzigen sprachlichen Erfindungsgeist einer ländlichen Bevölkerung. Allein schon diese Führung durch Stans hätte die Reiseskizzen der anwesenden Mitglieder gerechtfertigt. Aber das war ja «nur» der Schlusspunkt eines äußerst gelungenen Wochenendes. Die diesjährige Tagung wurde von unserem



rechts: Tony Ettlins

Präsidenten Markus Manfred Jung organisiert, in enger Zusammenarbeit mit Sabine Graf, der Intendantin des Literaturhauses Zentralschweiz *lit.z* und dessen Leiterin Administration und Organisation Daniela Krienbühl. Diese beiden Frauen betreuten uns während des ganzen Aufenthalts mit freundlicher Aufmerksamkeit und grosser Umsicht in den verwinkelten hölzernen Räumlichkeiten des mehrstöckigen Literaturhauses, einem der ältesten Gebäude des Ortes, in dessen Erdgeschoss auch ein hochkarätiger Gastbetrieb wirtschaftet, sodass auch für das leibliche Wohl an Ort und Stelle mehr als nur gesorgt war. Im Dachstock dieses historischen Gebäudes, das den klingenden Namen *Rosenburg* trägt, fanden die Veranstaltungen statt: die GV, die Gastvorträge und die öffentliche Lesung. Unterstützt wurde die Tagung freundlicherweise durch finanzielle Zuwendungen der Gemeinde Stans (500.- SFr.), des Kantons Nidwalden (1000.-) und der Schindler Kulturstiftung (500.-).

Am Freitagnachmittag, zu Beginn der Tagung, stand die **Generalversammlung** auf dem Programm. Im Verlauf der üblichen Traktanden, bei denen es naturgemäß oft um das leidige Thema Finanzen geht, gab vor allem unser Vereinsorgan, die *IDI-Informationen*, zu reden. Aufgrund der gestiegenen Posttaxen kommt uns der Versand inzwischen teurer zu stehen als die Herstellung des Heftes. Trotzdem wird an der gedruckten Version festgehalten, denn dieses Periodikum ist nach wie vor das wesentliche Identifikationsmedium für den Verein. Eine elektronische Version an Stelle der gedruckten würde diese Eigenschaft stark verwässern.

Allerdings sollte dieses Produkt qualitativ noch besser und vielseitiger werden. Alle Beiträge zur Mundart sind willkommen, Mitglieder und Nichtmitglieder sind eingeladen, Texte einzusenden, welche ihnen für unsere Zeitschrift als geeignet erscheinen. Auch bereits publizierte Beiträge werden, wenn sie passen, gerne übernommen. Zur Finanzknappheit: Der Vorschlag unseres geschätzten Mitglieds Max Faistauer, über eine Erhöhung des Mitgliederbeitrags abzustimmen, wurde mit dem Hinweis wegargumentiert, dass eine zusätzliche finanzielle Belastung vielen Mitgliedern nicht zuzumuten sei, aber selbstverständlich sei es allen materiell mehr oder weniger gut gestellten Kolleginnen und Kollegen nicht versagt, den weiterhin geltenden Minimalbetrag von 20 Euro persönlich nach Belieben zu erhöhen.

Ein weiterer Punkt: Unsere Homepage! Auf die Frage, wer von den Anwesenden diese innerhalb der letzten vierzehn Tage konsultiert habe, streckten nur fünf Personen die Hand hoch. Das ist zu wenig. Je mehr unsere mit viel ehrenamtlichem Aufwand und grosser Fachkenntnis bewirtschaftete Website aufgerufen wird, desto weiter rutscht sie im Netz aus der digitalen Versenkung nach oben.

Noch haben wir den ehemaligen ugandischen Diktator Idi Amin vor uns! Ohne Website sind wir nirgends präsent. Jüngere Zeitgenossen orientieren sich zuerst immer auf [www](http://www.idi-dialekt.at). Also: Jeden Tag vor dem Einschlafen noch rasch [www](http://www.idi-dialekt.at) aufschalten!

Ein wichtiges und schwerwiegendes Traktandum der diesjährigen GV galt der Verabschiedung, Würdigung und Verdankung von Adolf Vallaster, welcher nach langjährigem, äußerst



Neu im Vorstand: Birgit Rietzler

verdienstvollem Wirken den Vorstand verlässt und aus gesundheitlichen Gründen leider auch in Stans nicht anwesend sein konnte. Seine Nachfolge tritt die bisherige 1. Kassenprüferin Birgit Rietzler an, die vom Plenum einstimmig gewählt und im Komitee willkommen geheißen wurde. In die Bresche springt Astrid Marte die bisherige 2. Kassenprüferin. Und schließlich kam auch das oben angedeutete Problem der Überalterung unseres Clubs noch zur Sprache. Um Missverständnisse auszuschließen: Der Verein braucht uns Alte, und der Wunsch nach Verjüngung ist keinesfalls als Votum gegen verdiente Mitglieder zu verstehen, von denen viele schon seit Jahrzehnten dabei sind. Aber dass die Errungenschaften der Alten auch weiterentwickelt und in die Zukunft transferiert werden, das ist das Anliegen eines jeden Vereins, so auch des unseren. Deshalb ist jeder und jede von uns aufgerufen, Mitglieder anzuwerben, möglichst auch junge Mundartschreibende, von denen es ja in der heutigen Zeit nicht zuletzt dank der Spokenword-Szene immer mehr gibt.

Über der diesjährigen Tagung in Stans schwebte spürbar der Geist des großen Obwaldner Mundart-Dichters **Julian Dillier (1922 - 2001)**. Die gut besuchte **öffentliche Veranstaltung am Freitagabend** war ihm gewidmet. Dillier, langjähriger Präsident unseres Vereins, wurde eingangs vom bekannten Schweizer Mundart-Experten **Dr. Christian Schmid** in engagierter, informativer und unterhaltsamer Art vorgestellt und gewürdigt. Als Staatsangestellter (u.a. Präsident der Radio- und Fernsehgesellschaft Obwalden, Stellvertreter des Landschreibers und schließlich Sekretär des Erziehungsdepartementes) war Dillier mit seiner aufmüpfigen Art der Offizialität immer ein wenig ein Dorn im Auge. Kein Wunder, wenn einer nicht in erster Linie von Wilhelm Tell und Arnold von Winkelried schwärmte, sondern vielmehr von Island, der ältesten Demokratie der Welt. Julian Dillier schuf in den mehr als 20 Jahren seines Wirkens in Obwalden als Spielberater des Innerschweizer Laientheaters nicht weniger als dreißig Bühnenwerke, die meisten von ihnen mit zumindest versteckt politisch explosivem Charakter. Es dürfte ein hörbares Aufatmen durch gewisse Büroräumlichkeiten der Obwald-

ner Regierung gegangen sein, als der rebellische Mitbürger endlich nach Basel auswanderte, da er nämlich 1969 vom Schweizer Radio DRS als Programmredaktor engagiert wurde. Dort, im selbstgewählten «Exil», schuf der «Heimweh-Obwaldner» in der Folge sein lyrisches Werk in Obwaldner Mundart, mit dem er als einer der bedeutendsten Mundartdichter in die Schweizer Literaturgeschichte der Gegenwart eingegangen ist.



Geri Dillier und Christian Schmid

Das Referat von Christian Schmid gliederte sich in mehrere Teile, aufgelockert und vertieft durch eine Reihe von Dilliers Gedichten, ausgewählt und vorgetragen von **Geri Dillier**, Julians Halbbruder, Regisseur und Dramaturg sowie Programmgestalter in verschiedenen Ressorts bei Radio SRF auch er. Dieser wusste uns die poetischen Kostbarkeiten aus der Feder seines Bruders durch seine mundartlich originale Vortragsweise und einige passende Zwischenkommentare im Handumdrehen nahe zu bringen. Nach dieser beeindruckenden ersten Hälfte des Abends ging es in die Pause, und im zweiten Teil des Programms fand schließlich die traditionelle Staffel von **Kurzlesungen der anwesenden IDI-Mitglieder** statt. Wiederum beeindruckte die von unserem Präsidenten Markus Manfred Jung umsichtig nach geografischen Ordnungskriterien zusammengestellte und moderierte Lesung durch ihre mundartliche Vielfalt, aber auch durch die Qualität mancher der vorgetragenen Texte.

Der nächste Tag, Samstag, war Vortrags- und Werkstatttag. Als Gastreferenten traten am Vormittag Christian Schmid und am Nachmit-

tag Prof. Dr. Helen Christen von der Universität Freiburg im Uechtland auf.



Prof. Dr. Helen Christen

Dr. Christian Schmid's Referat trug den Titel *Die Schweiz und ihre verzworgelte Mundartkultur*. Unter «verzwoergelt», so erfuhr man eingangs, versteht der Berner soviel wie «verkümmert, verwachsen, verquer». «Mundartkultur» ist gemäß Schmid eine sehr freundliche Bezeichnung für den schweizerischen Umgang mit heimischen Dialekten. Eher müsste man von einem «Mundartnarzismus» sprechen, von einer blinden und kritiklosen Verhätschelung der eigenen Mundart. Es gebe zwei Register in diesem Verhalten: Das Jammerregister (es ist nicht mehr so wie früher, die Mundart verwildert zusehends und ist im Verschwinden begriffen) und das Alles-ist-Wurst-Register (alle sollen doch so reden, wie es ihnen passt). Zwischen diesen beiden in der Schweiz breit abgestützten Lagern gibt es leider keine offiziellen Plattformen für einen fruchtbaren Mundartdiskurs. Dialekt ist weitgehend aus den Schulen verbannt worden, und in den Schweizer Hochschulen wird dieser wohl sprachwissenschaftlich erforscht, nicht aber literarisch. Die staatlichen Kulturverwalter ihrerseits haben keinen Sinn für Mundartkultur. Das einzige literarische Forum für Mundart ist die beliebte, allwöchentlich auf Radio SRF 1 gesendete «Schnabelweid», die übrigens vom Referenten persönlich ins Leben gerufen und während vieler Jahre moderiert worden war. Schmid nennt mehrere Gründe für diese bedauernde Entwicklung. So hat etwa das bahnbrechende Standardwerk des Berners Otto von

Greyerz «Die Mundartdichtung der Deutschen Schweiz» (1924), die bisher einzige, jedoch ideologisch stark belastete Gesamtdarstellung in Sachen Mundart, großen Anteil an der oben geschilderten Entwicklung, wie sie sich gerade unter Dichtern durchsetzte. Die Mundartdichter verstanden sich in der Folge als Volkserzieher und Bauernunterstützer, leisteten der aus ihrer Sicht abgehobenen Literatenschreibe, hauptsächlich von Lehrern betrieben, Widerstand und taten diese als Modeströmungen ab. Ein weiterer Grund: In den Schulen herrscht nach wie vor eine strenge Trennung zwischen Mundart und Schriftsprache. Schließlich: Die vom Bund losgetretene Bewegung der *Geistigen Landesverteidigung* während des Zweiten Weltkriegs missbrauchte das Mundartliche als Vehikel für Patriotismus, insbesondere für die typisch schweizerische «Igelmentalität».

Moderne Mundartdichtung hatte es gegen dieses Bollwerk an pseudopoetischer Heimattümelei schwer. Immerhin schaffte **Kurt Marti** mit seinem Gedichtband in Berner Mundart, *Rosa Loui*, eine Art Durchbruch. Aber noch 1967 behauptete ein Dieter Fringeli, selbst begabter Mundartautor sowie Verteidiger bereits verstorbener «traditioneller» Mundartdichter, es gebe nur einen bedeutenden Mundartpoeten der neuen Generation, eben Kurt Marti.

Im Zug der modernen dialektalen Dichtung bildete sich dann der Schimpfbegriff «'s bluemete Trögli» heraus, mit dem auch qualitativ hochstehende Dichtung aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert (etwa eines Meinrad Lienert, einer Maria Lauber oder eines Albert Streich) zu Unrecht verunglimpft wurde.

Diese ganze «Verzworgeltheit» der literarischen Mundartszene in der Schweiz wurde möglich durch das Fehlen eines «Echoraums». Es gibt auf diesem Gebiet keinen Tross aus Hochschulprofessoren und Feuilletonjournalisten in diesem Land. In den Schweizer Literaturgeschichten kommt Mundart so gut wie nicht vor. Ebenso macht sich der Bund schuldig. Von Mundartdichtung will er nichts wissen, was eine «Fragmentierung der Verwaltung» dieses Schaffens zur Folge hat: Die wenigen Stiftungen auf diesem Gebiet sind alle privater Natur, und die Editionen qualitativ sehr unterschied-

lich. Noch 1977 verstieg sich der Literaturwissenschaftler Walter Schenker zur Behauptung, geschriebener Dialekt sei lediglich «simulierter Dialekt».

Christian Schmid's Fazit: Wir machen uns keine Gedanken mehr darüber, was gute und was schlechte Mundart sei. Uns fehlt schlicht die Basis dafür. Allenthalben herrscht eine Anything-goes-Mentalität.

Im Anschluss an das Referat meldeten sich verschiedene Mitglieder zu Wort und schilderten die je eigene Situation der Mundart in ihren Gebieten. Was dabei auffiel: Die Schweiz nimmt im Vergleich zu allen anderen mundartlichen Nährböden im deutschsprachigen Raum eine Sonderstellung ein. Bei uns gilt Hochdeutsch nach wie vor als erste Fremdsprache, in Gesellschaft und Familie wird Dialekt gesprochen, und die heutigen Jugendlichen unterhalten sich in den sozialen Medien fast ausschließlich mundartlich. Das **Referat von Frau Professor Doktor Helen Christen** schließlich, welches am Nachmittag auf dem Programm stand, ließ uns staunen über die wissenschaftlich präzise Erfassung der Mundartwelten in der Schweiz, wie sie die Sprachforscherin mit ihrem Team an der Universität Fribourg betreibt. So war in diesem äußerst vielschichtigen Vortrag die «Soziolinguistische Konstellation der Deutschschweiz» ein spannendes Thema, in welchem sie ihre Forschungen zur «Diglossie» (Zweisprachigkeit: Dialekt – Hochdeutsch) präsentierte und der Frage nachging, wie sich das Verhältnis zwischen Sprechen und Schreiben entwickelt oder inwiefern Dialekte eine Grammatik haben (sie haben eine, aber eben nur «eine im Kopf»). Die Dialektologie ist auf ideale Gewährspersonen angewiesen, und zu diesem Zweck wurden und werden unter der Leitung von Frau Professor Christen repräsentative Befragungen in verschiedenen Gebieten der Schweiz durchgeführt, hauptsächlich mit zumeist älteren Personen, die seit ihrer Jugend ortsansässig und möglichst wenig aus ihrem angestammten Umfeld herausgekommen sind. Auf diese Weise können «Basisdialekte» als Referenzgröße für die Forschung eruiert werden, das heißt Dialekte, die möglichst unberührt sind von fremden Einflüssen. Diese Forschung beschäftigt sich mit Fragen wie:

Wann ist ein Dialekt als «rein», «echt», «natürlich» zu bezeichnen, wo findet sich der Maßstab für solche Beurteilungen? Dass sich die universitäre Dialektforschung sehr wohl auch mit Literatur befasst, ging aus den Ausführungen der Referentin zu «Kriterien in der CH-Literatur» hervor. Diese orientiere sich sowohl an «reinen» als auch an «natürlichen Kriterien» (besonders deutlich auf dem Gebiet des Sponkenword). Dass sich sowohl in der Bevölkerung als auch folgerichtig in der Literatur Basisdialekte laufend verändern, besonders was den Wortschatz anbelangt, ist ebenfalls durch Frau Christens Forschungen wissenschaftlich untermauert worden. Ihre Studie beispielsweise in den Halbkantonen Obwalden und Nidwalden mit insgesamt sechzig seit eh und je ortsansässigen Probanden im mittleren Alter ergab, dass die Entwicklung der beiden einander ähnlichen Mundarten nebst alten auch viele neue Unterschiede herausgebildet hat. Besonders spannend auch Frau Christens Typologie von drei «dialektalen Normalverbrauchern»: Bettina, Peter und Monika. Es gibt demnach den Typus, der in einem ihm bisher fremden Gebiet der Schweiz seinen eigenen Dialekt pickelhart durchhält, auch wenn er dabei in der von ihm gewählten neuen Bevölkerung auf Unverständnis und oft sogar auf Spott stößt, dann gibt es den Anpasser, der sich langsam zu einem «Swissmix» durchringt, und schließlich den Flexiblen, der den Dialekt seines neuen Wohngebiets zu übernehmen bereit ist und ihn nach und nach zu beherrschen versucht. Dass die Dialektforschung «ein weites Feld» im Fontaneschen Sinne ist, war während dieses sehr lebendig und publikumsnah vorgetragenen Referats an allen Ecken und Enden spürbar, zumal es eben «den Schweizerdialekt» gar nicht gibt. Die unzähligen Dialekte in der Schweiz, welche fließende Übergänge aufweisen, oft sogar von einem Dorf zum nächsten, sind ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, der sicherlich Frau Professor Christen und ihr Team noch über Jahre vom Hundertsten ins Tausendste führen wird. Nach einer erholsamen Pause mit Kaffee und Kuchen ging es in eigener dialektaler Sache buchstäblich zur Sache: Die traditionelle **Werkstatt** konnte beginnen. In spontan gebildeten



Kleingruppen setzten die Tagungsteilnehmer Kostproben ihres literarischen Schaffens der kritischen Begutachtung in der Runde aus, es wurde gelobt, gestaunt, aber natürlich auch wohlwollend kritisiert und gefeilt. Die in der Gruppe bearbeiteten Texte bestanden ihre Bewährungsprobe anschließend in einer unterhaltsamen Lesung, und man ging mit neuen Anregungen und Ideen in den letzten Abend der Tagung.

Dieser spielte sich für die meisten an der von Geri Dillier moderierten **Langen Nacht der kurzen Krimis in Sarnen** ab, bei dem auch das Mundartliche nicht zu kurz kam. Da der Schreibende aus beruflichen Gründen leider nicht dabei sein konnte, lässt er es bei diesem Hinweis bewenden, wobei er im Nachhinein aus der IDI-Delegation vorwiegend positive Reaktionen zu hören bekam. Die Übrigen vergnügten sich in Stans, gönnten sich ein gemütliches Essen im Restaurant Engel, dessen Hoteltrakt uns während dieser anregenden Tage in komfortablen Zimmern auch die nötige Rückzugsmöglichkeit geboten hatte. Eine andere Gruppe genoss am Sarnersee nach einem Seespaziergang Pizza und Rotwein in einem Uferrestaurant. Ganz unentwegte Nachtvögel ließen es sich nicht nehmen, ein zweites Mal in der Schmiedgasse vorzusprechen (welche diese natürlich schon vor Ettlins Führung entdeckt hatten), nämlich in der legendären Raucherkneipe «Drei Könige», in jenem Haus übrigens, in welchem früher eine Bäckerei untergebracht war und in welchem ein Bäcker söhnen namens Tony Ettlin seine Kindheits- und Jugendjahre verlebt hatte. Damit wäre der Kreis geschlossen. Tony Ettlin am folgenden Vormittag – und eben: mein Marsch auf das Buochserhorn am Nachmittag. Und schöne Aussichten. Auch auf Imst im Tirol, unseren voraussichtlich nächsten Tagungsort.

Erwin Messmer

Inhalt

Teilnehmer am Tagungsort Stans	1
Tagungsbericht Stans	2
Inhaltsverzeichnis und Sponsoren	7
Referat Dr. Christian Schmid	8
Lange Nacht der kurzen Krimis in Sarnen	15
Adolf Vallaster	16
Niedernsiller Stund	18
St. Kolomaner Mundartroas	19
Was isch was – oder wer isch wer	20
CD und Bücherecke	21
Impressionen Stans	24

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

KUNST



Kulturkommission Kanton Obwalden



schindlerkulturstiftung

Schafft Raum für Kultur.

Impressum

Redaktion: IDI-Nachrichten Team
Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer
Bilder: Manfred Kern, Gerd Allmayer
Druck: Internet-Druckerei

Die Deutschschweizer und ihre „verzworgelte“ Mundartkultur Dr.Christian Schmid,

Vortrag für die IDI-Tagung im Oktober 2019

I.
Damit Sie den Titel richtig verstehen, beginne ich mit einer Wortklärung. *Verzwoorget* meint in der berndeutschen Mundart, die ich spreche, auf einen Baum bezogen, «verkrümmt, verwachsen», auf eine Sache bezogen «verquer». Dass unsere Mundartkultur «verzworgelt» ist, behaupte ich in im Buch «Häbet nech am Huet! E Chiflete», das vor wenigen Wochen erschienen ist. Das Buch ist eine *Chiflete*, also eine Streitschrift, den *chifle* meint «streiten, keifen». Ich werfe uns Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern vor, dass wir statt einer Mundartkultur einen naiven Sprachnarzissmus pflegen: Jede und jeder verhätschelt ihre oder seine Mundart, den anderen fragen wir nichts nach, ja meist spotten wir über sie. Genau besehen, verhätscheln wir nicht die Mundart der Sprachgemeinschaft, der wir angehören, sondern nur diejenige, die wir selbst sprechen. Jeder und jede hält sich für das Mass, an dem die Mundart, die er oder sie spricht, gemessen werden sollte.

Das Feiern der eigenen Mundart, das wir pflegen, ist in der Regel blind und kritiklos, denn es hat keinen Boden, weil in der deutschsprachigen Schweiz ein kritischer öffentlicher Diskurs über Mundarten nicht stattfindet. Unser Orgeln über die Mundart hat zwei Register. Im Jammerregister klagen wir über die Art und Weise, wie sich unsere Mundarten verändern, und behaupten, die Mundarten gingen kaputt und die Jungen könnten nicht mehr richtig Mundart sprechen. Im Alles-ist-Wurst-Register behaupten wir, Sprachen veränderten sich eben, und es ist uns völlig egal, wie unsere Mundart daherkommt. Dass kein öffentlicher Diskurs über Mundart stattfindet, hat verschiedene Ursachen: Erstens ist die Mundart aus der Schule verbannt worden. Schulsprache ist nur Hochdeutsch. Wir sind vielleicht die einzige Sprachgemeinschaft in Europa, welche die meistgesprochene Alltagssprache aus der Schule verbannt hat. Wir würden sie beim alltäglichen Sprechen erwer-

ben, wird uns weisgemacht. Aber wo lernen wir etwas über sie, über ihre Geschichte, über verschiedene Stilebenen, darüber, was gute und was vielleicht weniger gute Mundart ist? Im Hochdeutschen ist es selbstverständlich, dass wir ein gewisses Mass an Sprachdisziplin lernen. In der Mundart ist alles erlaubt, und zwar sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Ausdruck. Wagt man eine kritische Anmerkung zum Mundartgebrauch Jugendlicher, ziehen sich Augenbrauen hoch, runzeln sich Stirnen und man wird zurechtgewiesen mit dem Argument, man solle bitte zur Kenntnis nehmen, dass sich Mundarten verändern, was so viel heisst wie der Kritiker hüte alte Hüte. Wer immer sich kritisch zum Mundartgebrauch äussert, wird belehrt, dass sich Mundarten verändern. Mit diesem Standardargument blockt man jede kritische Diskussion ab.

An den Hochschulen wird über Mundart nur in der Sprachwissenschaft geforscht; nur dort kann sie auch Thema von Hochschulkursen sein. Die ganze mundartliche Wortkunst bleibt aussen vor. Niemand befasst sich zum Beispiel mit der Mundartliteratur in der deutschsprachigen Schweiz, die seit gut zweihundert Jahren Teil unserer literarischen Tradition ist. Kein Hochschuldozent, keine Hochschuldozentin interessiert sich dafür, welche Themen in der Mundartliteratur wie behandelt wurden und werden, wie sich Literaturmundart wissenschaftlich fassen lässt oder welchen Anteil die Mundartliteratur an der Mentalitätsgeschichte unserer Literatur zum Beispiel zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung hatte. Was zu diesen Themen geschrieben wird, den Blick ausschliesslich auf Hochdeutsch Geschriebenes fixiert, ist denn auch oft das Papier nicht wert, auf dem es steht. Für die meisten Kulturverwalter in den Medien, in der Kulturförderung und in der Politik ist Mundartwortkunst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kein ernst zu nehmender Gegenstand, sondern eine Lachnummer. Kulturverwalter verstehen sich als Agenten einer globalen Kultur, die sich zwar brennend für Minderheitensprachen in Afrika, Südamerika oder anderswo interessieren, aber das, was eigene Heimat sein könnte, lieber Rechtspopulisten und Identitären überlassen.

Und vielleicht das Wichtigste: Unsere Mundart-

kultur hat keinen Ort, wo Kulturpflege und ein kritischer Diskurs stattfinden, nicht einmal eine Hundehütte. In Deutschland gibt es das Alemannische Institut in Freiburg im Breisgau, das internationale Mundartarchiv «Ludwig Soumagne» in Dormagen-Zons, das Institut für Niederdeutsche Sprache in Bremen und das Niederfränkische Dialektinstitut in Würzburg. In der deutschsprachigen Schweiz gibt es nichts Vergleichbares. Die einzige Instanz, die sich seit Jahrzehnten um die Mundartkultur kümmert, ist die Mundartsendung «Schnabelweid» im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Auf politischer Ebene sind unsere Mundarten Unsprachen. Das IDI, liebe Kolleginnen und Kollegen, tagt also heuer in einem Landesteil, der für viele von euch wie ein Mundartparadies aussehen mag: Man spricht überall und über alles Mundart, die Mundartwortkunst ist vielfältig und sehr lebendig, aber diese Mundartkultur wird weder kritisch begleitet noch aufgearbeitet. In der Kulturverwaltung und in der Kulturpolitik gilt sie nichts. Warum ist das so? Das hat viele Gründe, und ich will die wichtigsten aus meiner Warte erklären.

II.
Drehen wie das Rad der Zeit knapp hundert Jahre zurück. Im Jahr 1924 erschien das Buch «Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz» des Berners Otto von Greyerz, der damals ordentlicher Professor für «Sprache und Literatur der deutschen Schweiz und Methodik des Deutschunterrichts» an der Universität Bern war. Von Greyerz' Buch von 114 Seiten ist bis heute der einzige Versuch einer Gesamtdarstellung der Mundartliteratur der deutschen Schweiz. Es ist nicht nur eine Gesamtdarstellung, sondern auch eine ideologisch belastete Schrift, denn von Greyerz verpflichtet die Mundartautoren und -autorinnen auf einen wert-, national- und kulturkonservativen Kurs. Sie sollen die traditionelle bäuerliche Welt zum Zentrum ihres Interesses machen und das Schweizertum vor der Internationalisierung retten. Ich zitiere: «Die Mundartdichtung [...] sucht eine vom Zeitgeist bedrohte Welt zu retten. [...] Ihr vornehmster Gegenstand ist [...] das altangesessene Volk der Heimat, [...] das in allem Wechsel bleibende, gegen seinen Untergang im internationalen

Gemisch der Menschen und Ideen ankämpfende Schweizertum». Die Mundartliteratur soll schliesslich auch Widerstand bieten «gegen die Modeströmungen und entartenden Einflüsse der Literatenliteratur».

Otto von Greyerz, der zu seiner Zeit, salopp gesagt, der Deutschschweizer Mundartpapst war, hatte grossen Einfluss. Einerseits gelang es ihm, an den Schulen, vor allem im Kanton Bern, einen Deutschunterricht durchzusetzen, der zwischen Mundart und Hochdeutsch streng unterschied und der auf die Mundart aufgebaut war. In der «Deutschen Sprachschule für Berner» von 1909, die er mit Dietland Studer verfasste, heisst es im Vorwort:

«Anknüpfung an die bernische Mundart als die eigentliche Muttersprache unserer Schüler und scharfe Trennung zwischen Mundart und Schriftsprache.»

Meine Eltern, geboren 1915 und 1917, waren von diesem Deutschunterricht und dem daraus hervorgehenden Deutschverständnis bis an ihr Lebensende geprägt: hie «reine Mundart», dort «reines Hochdeutsch». Meine Mutter liebte ihre Mundart und las sie auch sehr gern. Aber sie hat selbst nie Mundart geschrieben. Übrigens haben es die Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen insgesamt abgelehnt, Mundart zu ihrer Schriftsprache zu erklären, wie ihnen das der Zürcher Emil Baer im Buch «Alemannisch – Die Rettung der eidgenössischen Seele» von 1936 vorgeschlagen hatte. Das ist, meine ich, in jener Zeit bemerkenswert! Die Folgen der von Greyerz'schen Ideologie waren für die Mundartliteratur bis in die Zeit der 1960er-Jahre gravierend: Viele Mundartautorinnen und -autoren verstanden sich als Volkserzieher, heroisierten das traditionelle Bauerntum und verstanden ihr literarisches Schreiben als einen Beitrag zur Sprachpflege. Dass das ihre künstlerische Entfaltung beschnitt, brauche ich Ihnen wohl nicht speziell zu erklären. Ich muss hier hinzufügen, dass die Heroisierung des traditionellen Bauerntums in der Deutschschweizer Kultur so etwas wie eine Erbkrankheit ist. Die Mechanisierung der Landwirtschaft und das Bauernsterben ist in Literatur, Theater und Film ein unbedeutendes Randthema; uns fehlt eine Stimme wie diejenige der schwäbischen Bauerntochter Maria Beig, die dieses Bauerns-

terben und die davon ausgehenden gesellschaftlichen Verwerfungen in ihren Romanen und Erzählungen zum zentralen Thema gemacht hat. Und noch etwas: Durch den Einfluss des «Schuloberherrn» Otto von Greyerz ist die Mundartliteratur zu einer Lehrer- und Lehrerinnenliteratur geworden. Kamen viele Mundartautoren des 19. Jahrhunderts noch aus der bürgerlichen Oberschicht wie die Basler Emma Kron und Jacob Burckhardt – ja, der berühmte Historiker –, der Baselbieter Jonas Breitenstein und der Zürcher Johann Martin Usteri, so waren die meisten Mundartautorinnen des 20. Jahrhunderts bis in die 1980er-Jahre Lehrerinnen und Lehrer. Mich würde brennend interessieren, warum das so war und was diese Schulmeisterübermacht auf die Auswahl und Gestaltung von Themen für einen Einfluss hatte. Aber weil niemand über Mundartliteratur arbeitet und forscht, werde ich das wohl nie erfahren.

Der von von Greyerz vorgegebenen Marschrichtung kam zugute, dass die Welt Richtung Zweiten Weltkrieg schlitterte. Und die Deutschschweiz tat das, was sie – wie ich noch erklären werde – seit dem späten 17. Jahrhundert immer tat: sie machte den Igel. Alles Schweizerische, in der deutschsprachigen Schweiz auch die Mundarten, wurde hochgehalten, alles Böse konnte nur von aussen kommen. Wir nennen diese geistige Abwehrhaltung: die Geistige Landesverteidigung. Während der Zeit der Geistigen Landesverteidigung, also vorab von den 1930er- bis in die 1950er-Jahre, stand die Mundartliteratur, gerade wegen ihrer ideologischen Basis, in hohem Ansehen. Mit dem Slogan «Schwyzer läset Schwyzerdütsch!» wurde ihre Linientreue beworben.

III.

Hier muss eine zweite Frage gestellt werden: Weshalb glaubte Otto von Greyerz, etwas verkürzt und zugespitzt gesagt, mit der Mundart liesse sich das Schweizertum retten, und weshalb ging diese Ideologie so nahtlos in die Ideologie der Geistigen Landesverteidigung über? Ich kann Ihnen einen zweiten Blick in die Schweizer Geschichte nicht ersparen, den ich so knapp wie möglich formuliere. Ende des 17. Jahrhunderts erfanden sich die Schweizer ihr ideales Eigen, sozusagen den helvetischen

Garten Eden. Man nennt diese ideologische Bastelei in der historischen Forschung das Schweizeralpenland. Vor allem seit Albrecht von Hallers Schrift «Die Alpen» begann sich die Vorstellung zu verbreiten, die Schweizer seien das glücklichste, freiheitsliebendste Volk, lebten, von Bergen umgürtet, auf hohen Fluren, dem Himmel am nächsten, atmeten die gesündeste Luft, tranken das klarste Wasser und ässen die gesündeste Nahrung. Diese ideologische Konstruktion wurde vom Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer mitgetragen, der sogar das Hirngespinst eines *homo alpinus helveticus*, den man später, als das Mode wurde, mit Schädelvermessungen bestätigen wollte, erfand. Die Vorstellung vom Schweizeralpenland hielt sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Während des ersten Weltkriegs stand der Schweizer Soldat auf Bildern, die mir auch später noch als Kind wohlbekannt waren, in Stuben auf hohen besonnten Zinnen und schaute auf das übrige europäische Tiefland hinunter, über dessen Niederungen Rauchschwaden zogen. Im zweiten Weltkrieg entwarf die Schweizer Armee den Réduitplan. Sie wollte in einer Alpenfestung den letzten Kampf führen, wenn er denn sein sollte. In all diesen Vorstellungen spielt das Mittelland, das etwa zwei Drittel der Schweiz umfasst und in dem die meisten Menschen wohnen, keine Rolle. Und jetzt kommt der Clou: Die Sprache des Schweizeralpenlandes ist DIE Mundart. Der glückselige *homo alpinus helveticus* spricht weder Französisch, Italienisch, noch Rätoromanisch, er spricht DIE Mundart. Sie haben wohl schon verstanden, woher der Wind weht: Der echte, rechte Schweizer – ich ziehe hier die maskuline Form vor – spricht Mundart, nicht eine von den vielen, sondern DIE Mundart. Deshalb kann nur sie, wie Otto von Greyerz behauptet, das «gegen seinen Untergang im internationalen Gemisch der Menschen und Ideen ankämpfende Schweizertum» retten. Sie müssen zwei Dinge verstehen. Erstens: Das Verhältnis der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer zu ihrer Mundart ist von Beginn an ideologisch unterfüttert. Zweitens: Im Raum DER Mundart, und nur dort, bewahrt sich die Schweiz. Bundesrat Emil Welti, er lebte von 1825 bis 1899, verkündete: «Unsere nationale Eigenart steht und fällt mit der Mundart», und

Eugen Frühe doziert 1913:

«Noch heute verbindet die ob ihrer hohen Altertümlichkeit ehrwürdige Mundart [...] reich und arm, Vornehme und Geringe, Stadt und Land, Gelehrte und Ungelehrte zu einer Gemeinschaft und bildet dadurch ein zähes Band für die Erhaltung der Volkssitten und zur Wahrung der nationalen Eigenart und Abgeschlossenheit.» Da konnte der Berner Germanist Samuel Singer noch lange einwenden, es erschliesse sich ihm nicht, weshalb die Mundarten von «hoher Altertümlichkeit» sein sollten, und in der Mundart gebe es ganz deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land und Oberen und Unteren. Es nützte nichts, die Schweizeralpenland-Ideologie liess sich nicht aus unseren Köpfen verdrängen. Alle Anderssprachigen: Romands, Tessiner und Rätoromanisch sowie Italienisch sprechende Bündnerinnen standen draussen; sie hatten mit der wahren Schweiz nichts zu tun.

Vielleicht verstehen die zuhörenden süddeutschen Alemannen jetzt auch, weshalb die Schweizer mit dem Rücken zu ihren gleichmundartlichen Vettern und Basen jenseits der Grenze stehen: DIE Mundart ist schweizerisch!

IV.

Das dauerte bis in die späten 1960er-Jahre, in die Zeit der Bürgerbewegungen, in der sich endlich auch die Mundartschaffenden aus der ideologischen Zwangsjacke zu befreien begannen. Im Bereich der hochsprachlichen Literatur traten die radikaleren Literaten, geführt von Max Frisch, die Tore des Alpenréduits 1966 im Zürcher Literaturstreit ein. Der Mundartgedichtband «Rosa Loui» von Kurt Marti, die Geburtsurkunde der «neuen» Mundartliteratur, erschien 1967 mit dem provozierenden Untertitel «vierzig gedicht ir bärner umgangssprach». Diese modern-mundart-Autoren und -Autorinnen wollten, obwohl auch die meisten von ihnen Lehrerinnen und Lehrer waren, nichts mehr wissen vom heroischen alten Bauerntum, von Sprachpflege und vom Schweizeralpenland; sie wollten von ihrem Leben berichten in den Städten, Vorstädten, Agglomerationen und Dörfern. Und ich füge gleich hier hinzu: Die Mundartschaffenden der deutschsprachigen Schweiz schrieben noch nie so ideologiefrei wie heute, glaube ich jedenfalls, wenn das neue globale Alpenland Goog-

le-Amazon-Facebook-Youtube-Alexa-Siri und weiss der Kuckuck was noch, nicht schon ihr Gehirn ebenso verklebt hat. Deshalb ist unser Mundartschaffen so lebendig und so vielfältig. In der Aufbruchbewegung der neuen Mundartliteratur geschah jedoch Folgendes: Nach denjenigen, die besonnen und experimentierfreudig aufbrachen, kamen die radikalen Dogmatiker, sozusagen die Dominikaner der Mundartliteratur, die auf ihre Art klare Verhältnisse schaffen wollten, und behaupteten, alles, was vor dem modern-mundart-Aufbruch in Mundart geschrieben worden sei, sei nichts wert und man könne es getrost vergessen. Sie verpassten dieser überwundenen Art des Schreibens ein Etikett und das hiess: «ds bbluemet Trögli». Es würde hier zu weit führen, Ihnen diesen Terminus zu erklären. Jedenfalls ergoss sich über das «bbluemet Trögli», d. h. über die ältere Mundartliteratur, Hohn und Spott, das eigene moderne Mundartdichten wurde über den grünen Klee gelobt. Dieses blinde dogmatische Gehabe ärgerte den jungen Germanisten, Mundartliteraturkenner und Mundartautor Dieter Fringeli und er schrieb bereits 1967, also im Erscheinungsjahr von Kurt Martis «Rosa Loui», den Aufsatz «Albert Streich und der Grossmaulraub». Er führte Autoren und Autorinnen auf, die in der älteren Mundartliteratur Grossartiges geleistet hatten, wie den Brienzer Albert Streich mit seinen Gedichten, die Frutigtalerin Maria Lauber mit Gedichten und Romanen, den Schaffhauser Albert Bächtold mit seinen Romanen, von denen «Pjotr Iwanowitsch», ein autobiografischer Russlandroman, zu den grossen Werken der Schweizer Literatur gehört. Am Schluss seines Aufsatzes schreibt er aufgebracht und etwas ungerecht: «Zu den wenigen erwähnenswerten noch lebenden Vertretern der «alten Garde», zu Albert Bächtold, Gertrud Burkhalter, Albin Fringeli, Maria Lauber und Traugott Vogel ist – trotz einem immensen grossmauligen Aufmarsch – bis auf den heutigen Tag leider nur ein einziger erwähnenswerter Dialektautor der «jüngeren Generation» getreten: Kurt Marti.»

V.

Was wäre geschehen, wenn die Mundartliteratur zum normalen Literaturbetrieb gehören

würde: Man hätte debattiert und diskutiert in Zeitungen und Zeitschriften, man hätte an Universitätsseminaren gestritten, man hätte Arbeiten verfasst, Artikel geschrieben, vielleicht sogar das eine oder andere Buch, und der vertiefte Blick, das aus vielen Vorarbeiten gewonnene Urteil hätte sich durchgesetzt. Aber das geschah nicht, weil die Mundartliteratur nicht Teil des normalen Literaturbetriebs ist. Ich versuche, Ihnen zu erklären, was das für Folgen hat.

Erstens: Das Etikett «ds bbluemete Trögli» wird bis heute wie eine Fliegenklatsche verwendet, um die ältere Mundartliteratur als Ganze platt zu machen. Wer mit dieser Fliegenklatsche zuschlägt, hat den Applaus vieler Claqueure im Bereich der Kulturpolitik und der Kulturverwaltung auf sicher. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Die Frutigtalerin Maria Lauber – sie lebte von 1891–1973 – schrieb nicht nur sehr gute Mundartgedichte, sondern auch zwei beachtliche autobiografisch gefärbte Mundartromane. Da sie eher melancholischer Natur war und das von ihr literarisch Dargestellte immer sehr stark von ihrem Blick auf die Welt geprägt war, blieb sie von von Greyerz' Forderungen an die Mundartliteratur nahezu unberührt. Ihr erster Roman «Chüngold», der 1950 erschien und der auf eindrückliche Art schildert, wie ein Bergbauernmädchen – das Alter Ego ihrer selbst – in einfachsten Verhältnissen aufwächst, wurde kürzlich in einer sehr gut betreuten, kommentierten Neuausgabe herausgegeben. Das Medienecho war äusserst bescheiden und ein Rundfunkredaktor, der dieses Buch in einer Sendung vorstellte, schrieb im Anriss der Ankündigung der Sendung: «Einfach war diese Kindheit nicht, und doch ist das Buch von 1950 auch ein Stück «Bluemets-Trögli-Literatur».» Mir erschliesst sich nicht, was diese beiden Halbsätze miteinander zu tun haben. Aber, der Schlag mit der Fliegenklatsche, der ja nichts sagt, nur ein Vorurteil äussert, das bar jeden Sachverstandes ist, erledigt das Buch, bevor es besprochen wird. Beim zweiten Punkt, der erklären soll, welche Folgen es für die Mundartliteratur hat, dass sie nicht Teil des normalen Literaturbetriebs ist, muss ich etwas grundsätzlicher werden: Literatur besteht nicht einfach aus Bücherschreiberinnen, Buchherstellern und Leserinnen. Literatur,

wie sie heute noch gemacht und rezipiert wird, ist eine Wortkultursparte mit den genannten Hauptakteuren und einem langen Tross von Journalisten, Hochschuldozentinnen, Kulturverwaltern, Buchhändlerinnen und Bibliothekaren, Kritikern usw., welche das literarisch Geschaffene unablässig bewispeln, loben, kritisieren, kommentieren, in historischen und sachbezogenen Arbeiten zusammenfassen und damit einen Echoraum schaffen, in dem erst eine literarische Tradition entstehen kann.

Dieser Echoraum existiert für die Mundartliteratur nicht, weil ihr der echoraum-bildende Tross fehlt. Heute gibt es in der deutschsprachigen Schweiz keinen Universitätsdozenten, keine Universitätsdozentin mehr, welche sich fundiert und regelmässig mit Mundartliteratur befasst. D. h. es gibt keine Grundlagenarbeit für diesen Bereich, der immerhin seit über zweihundert Jahren zur Deutschschweizer Wortkultur gehört. Es gibt keine Fachpersonen mehr, die eine wissenschaftlich fundierte Kenntnis und einen Überblick über die Mundartliteratur hat. Auch dazu zwei Beispiele: Von 1990 bis 2000 verfasste ich vier Handbuchartikel zum Thema «Mundartliteratur» oder «Mundartliteratur der Deutschschweiz», nämlich für das «Schweizer Lexikon» das «Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft», das «Historische Lexikon der Schweiz» und das «Lexikon der Schweizer Literaturen», weil niemand im Hochschulbereich fähig und bereit war, diese Arbeit zu machen. Für das «Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft» hatte ein Hochschuldozent vor mir einen Artikel verfasst, der von den Herausgebern als nicht publizierbar zurückgewiesen worden war.

In Schweizer Literaturgeschichten kommt Mundartliteratur gar nicht oder nur ganz am Rand vor. Ein gutes Beispiel ist die bei Metzler erschienene «Schweizer Literaturgeschichte» von Rusterholz und Solbach. Dort wird bereits im Vorwort klar gemacht, dass Literatur der deutschsprachigen Schweiz hochdeutsch zu sein hat. Was in Mundart daher kommt, ist nicht des Schreibens wert. Was die beiden Autoren zum Thema «Literatur und Geistige Landesverteidigung» zu sagen haben, ist denn auch nicht das Papier wert, auf dem es steht, weil dort die Mundartliteratur die Hauptrolle spielt und ihr

Ausklammern den Sachverhalt völlig verzerrt. Wir lernen also als Fazit aus der Literaturgeschichte der deutschsprachigen Schweiz, dass in Mundart Geschriebenes keinen literarischen Anspruch erheben kann. Die Folgen dieses impliziten Urteils für den Status der Mundartliteratur im Kulturbetrieb muss ich Ihnen nicht schildern.

Einen dritten Punkt will ich nur andeuten: An der Universität Bern wird zurzeit eine wissenschaftliche Gesamtausgabe des Werks von Jeremias Gotthelf erarbeitet. Für dieses Projekt stehen Millionen aus der Bundeskasse zur Verfügung. Neuausgaben von Mundartliteraturwerken müssen in der Regel von privaten Vereinen und Stiftungen vorgenommen werden. Die Neuausgabe der Werke der Frutigtalerin Maria Lauber besorgt die Kulturstiftung Frutigland, die Mundartwerke des Emmentalers Simon Gfeller gab die Simon Gfeller Stiftung heraus, Werke des Berner Autors Rudolf von Tavel werden von der Stiftung Rudolf von Tavel neu ediert. Diese Fragmentierung der Verwaltung des mundartliterarischen Erbes, von dem der Bund nichts wissen will, hat zur Folge, dass die Qualität des Gebotenen sehr unterschiedlich ist. Gerade in kleinen Vereinen und Stiftungen fehlt manchmal die nötige Sachkompetenz und was aus Liebhabereifer entsteht, hat oft eher den Charakter von Lobpreisungen als von fundierter Sacharbeit.

VI.

Die Dialektologie ist an der Geringschätzung der Mundartliteratur übrigens nicht ganz unschuldig. In der deutschsprachigen Schweiz leistet die Dialektologie, also jener Wissenschaftszweig, der sich sprachwissenschaftlich mit den Deutschschweizer Dialekten befasst, seit zweihundert Jahren und bis heute Beachtliches. Erwähnt seien die beiden grossen Grundlagenwerke, der «Sprachatlas der deutschen Schweiz» und das «Schweizerische Idiotikon», das seiner Vollendung entgegengeht und meines Erachtens eines der erstaunlichsten Werke der wissenschaftlichen Lexikografie ist. Seine Internetseite ist ausgezeichnet gemacht. Bis heute kommen viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Bereich der Dialektologie zu interessanten Erkenntnissen, von denen

manchmal auch ein breiteres Publikum profitieren kann. Dialektologen und Dialektologinnen, deren hauptsächlichlicher Untersuchungsgegenstand die gesprochene Sprache ist, haben zur Mundart als Literatursprache, etwas überspitzt gesagt, ein schlechtes Verhältnis. Das war schon immer so. Vielen von ihnen ist Mundart als Literatursprache suspekt. Bereits 1954 bemerkte Walter Henzen in seinem Buch «Schriftsprache und Mundarten»:

«Auch die Mundart kann zwar geschrieben werden, aber es läuft dies eben doch mehr oder weniger ihrem Wesen zuwider.»

Noch viel schärfer urteilt Walter Schenker in einem Aufsatz von 1977:

«Dialekt [hat] da, wo er geschrieben wird, nicht mehr als Dialekt zu gelten. Wo also Dialekt in der Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen.» Stellen Sie sich vor, ich würde behaupten, Standarddeutsch könne zwar gesprochen werden, aber es laufe seinem Wesen zuwider», oder, «Standarddeutsch habe, wo es gesprochen werde, nicht mehr als Standarddeutsch zu gelten». Eine solche Aussage würden Sie zu Recht nicht akzeptieren. Alle Sprachformen kann man schreiben; die gesprochene Form gehört in den Raum der Mündlichkeit, die geschriebene in den Raum der Schriftlichkeit. Behaupten wir von einer Sprachvariante, für sie sei nur der Raum der Mündlichkeit legitim, hätte die deutsche Sprache in ihren Anfängen nie geschrieben werden dürfen. Denn die ersten Geistlichen, die sich daran machten, geistliche Texte auf Deutsch aufzuschreiben, schrieben in einer bis dahin ausschliesslich gesprochenen Sprache. Natürlich sind Sprechen und Schreiben zwei verschiedene Kulturtechniken, die erste erworben, die zweite erlernt, deshalb sind die Sprechform und die Schreibform auch sehr verschieden, weil sie unterschiedliche Zwecke erfüllen müssen. Der Philosoph, Kommunikationswissenschaftler und Kunstkritiker Vilém Flusser hat es so gesagt:

«Geschrieben wird nicht die gesprochene, sondern eine eigens für das Schreiben «wohltemperierte» Sprache.»

Geschriebene Mundart ist sehr wohl Mundart, aber einfach geschriebene!

Wo sich einst Hochschuldialektologinnen und

Deutschlehrer, die von Beruf wegen mit Mundarten zu tun hatten, und mundartinteressierte Laien trafen, z. B. im respektablen «Bund Schweizerdeutsch», der in einer eigenen Schriftenreihe dialektologische Arbeiten publizierte, ging es vor allem um Mundart als Sprache und nicht um Mundartliteratur. Dieser «Bund Schweizerdeutsch», der sich heute «Mundartforum» nennt, hat seine traditionelle Klientel verloren, weil Deutschlehrkräfte nicht mehr mit Mundarten zu tun haben und weil der Verein für die meisten Hochschuldialektologinnen unattraktiv geworden ist. Deshalb spielt die Mundartliteratur in Publikumsveranstaltungen heute eine viel wichtigere Rolle. Aber der Verein kämpft, wie alle ehemals gutbürgerlichen Vereine, um sein Überleben. Meines Wissens hat es nie Mundartliteraturvereine gegeben.

VII.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, verehrte Gäste, ich will zum Schluss kommen, damit wir auch noch etwas diskutieren, sowie bundesdeutsche und österreichische Mundartliteratur-Befindlichkeiten kennenlernen können. Mein Unbehagen mit unserer Mundartkultur, die ich eher als verkappten Sprachnarzissmus betrachte, ist, dass wir zwar nach wie vor überall und über alles Mundart sprechen, dass wir jedoch verlernt haben, über Mundart zu sprechen. Wir sind mit allem, was nach Mundart klingt, höchst zufrieden, vor allem dann, wenn es auch noch lustig ist, denn Comedy ist die Kunstform der Stunde. Wir sind nicht mehr bereit, uns darüber Gedanken zu machen, was gute und was schlechte Mundart ist. Das verstehe ich, denn uns ist die Basis abhandengekommen, von der aus wir urteilen könnten. «Everything goes» scheint das Lösungswort zu sein. Wenn man mal ein kritisches Wort punkto Mundartform wagt, wird man mit dem stereotypen Argument zurechtgewiesen, Sprachen verändern sich halt. Die Dialektologie lässt uns da im Stich: Sie beobachtet, urteilen will sie nicht. Ich finde das schade. Vor allem auch, weil mir jüngst ein klopstockscher Satz zu denken gegeben hat:
«Di Sprache eines Folx bewart seine Begriffe, Empfindungen, Leidenschaften, dis alles oft bis zur feinsten Näbenausbildung, wi in einem Be-

hehntnis auf. Man könnte das Aufbewarte die Sele der Sprache nennen.»

Sind wir noch an den «feinsten Näbenausbildungen» interessiert? Nicht nur in den Mundarten, sondern in unseren Sprachen überhaupt?

Ich weiss es nicht!

Dr. Christian Schmid



Dr. Christian Schmid



Sitzungssaal im Literaturhaus Stans



Literaturhaus in Stans

Lange Nacht der kurzen Krimis

Am Samstag, den 12. Oktober 2019, in Sarnen in der Schweiz

Mit dabei: 12 Teilnehmer der IDI-Tagung in Stans
Treffpunkt: 18.30 Uhr Dorfplatz Sarnen

Unsere zwölköpfige Gruppe wird per Taxi-Kleinbus von Stans nach Sarnen mitten ins Ortszentrum gefahren. Hier weiht Geri Dillier, Autor aus Obwalden, uns in die Regeln der Krimnacht ein. Bevor der Startschuss fällt, stärken wir uns im Spritzenhaus Sarnen mit einem deftigen Nudelgericht. Die ‚Schwander Fiifermuisig‘ sorgt für Volksfeststimmung.

Nach dem Essen werden insgesamt fünf Gruppen zu je ca. 50 Personen von Krimi zu Krimi geführt.

Unsere Gruppe betritt den ersten Tatort, die ‚Pizzeria Aateigi‘, in der gleich *Schreckmümpfeli Nummer Eins* Premiere feiert. *Schreckmümpfeli* sind in der Schweiz ‚kriminelle‘ Bett-hupfergeschichten für Erwachsene. Autor Ralf Schlatter vom KabarettDuo « schön & gut » spielt einen rachsüchtigen Coiffeur. Bei lockerem Scherengeklapper, Haareschnippen und Geplauder im italienischen Akzent begeht er kaltblütig seine Tat. Die Zeugen im Publikum erschauern und schmunzeln zugleich.

Nächster Tatort: ‚Amrhein Optik‘. Geri Dillier liest seine Krimigroteske. Besondere Kennzeichen: Obwaldner Dialekt. Tathergang: Zwei ortsbekannte Stammtischgesellen begehren die Serviertochter des Gasthauses ‚Zum Landenberg‘ in Sarnen. Der Streit endet in einem verhängnisvollen Duell. Einigen aus unserer Gruppe erschwert der Dialekt die Lösung des Falles, für die anderen ist er das Tüpfelchen auf dem Krimi.



IDI-Mitglieder in Sarnen bei der ‚Langen Nacht der kurzen Krimis‘

In der Lange-Nacht-Pause entspannt man sich in den umliegenden Gaststätten.

‚IDlaner‘ werden im ‚Gasthaus Zum Landenberg‘ gesichtet. Duell findet unter ihnen keines statt.



Tatort ‚Gasthaus zum Landenberg‘

Nach 22.00 Uhr werden in zwei Modehäusern in Sarnen weitere Kriminalfälle aufgerollt. Einen stellt uns Katja Alves vor, den anderen Silvia Götschi, beide bekannte Schweizer Autorinnen. Obwohl wir uns heimlich gestehen, eigentlich keine eingefleischten Krimifans zu sein, sind wir sehr angetan von den Geschichten, den Vortragenden, der guten Stimmung im ganzen Ort und von der professionellen Organisation.

Abschließend pilgern wir durch die milde Oktobernacht zur Buchhandlung ‚Bücher Dillier‘. Hanspeter Müller Drossaart, gebürtiger Obwaldner, Schauspieler und Autor, serviert das eigens für diesen Abend verfasste *Schreckmümpfeli Nummer Fünf*, in dem es wild und witzig zugleich zu und her geht. Das Publikum darf sich in das Geschehen einklinken, was die Sache noch spannender und lustiger macht. Ein zweites Mal ist hier die Droge Dialekt im Spiel. Sie macht den Gästen aus nicht-alemannischen Sprachräumen ordentlich zu schaffen, die anderen sind sichtlich selig berauscht.

Zurück in Stans im ‚Gasthaus Engel‘ legten sich die neuen Kurzkrimifans vom IDI, Zeugenberichten zufolge, zufrieden seufzend zur Ruhe.

Birgit Rietzler

Ein Abend für „Liab und Grant“

Die Erkenntnis der 32. „Niedersiller Stund“ im Kulturzentrum Samerstall am vergangenen Donnerstag war: „Ohne Liab is Grant nit zan Derpackn, und koa Liab is nur liab.“ Der literarische Blick auf das Thema der beliebten Mundartveranstaltung war ein vielschichtiger. Die an sich schon kontrastvolle Gegenüberstellung von „Liab und Grant“ wurde durch die Bearbeitung von drei Generationen noch verstärkt. Liebe begleitet Menschen ein Leben lang mit unterschiedlichen Erfahrungen, wobei sich auch die gesellschaftliche Wertigkeit ständig ändert. Anna Nindl, die jüngste der Vortragenden, begeisterte das Publikum mit herzerfrischenden Texten über Verliebtsein und Trennung. Andi Safer und Gerlinde Allmayer, als Generation der Mitte, lasen unter anderem Gedichte über die beglückende Liebe zu ihren Kindern und Enkeln. Max Faistauer trug als Ältester Gedichte zum Thema vor, die von tiefer Lebenserfahrung und Reife geprägt waren.

In der zweiten Hälfte des Abends ging es um den Grant.

In einer kurzen Einführung erläuterte Max Faistauer, dass Grant zwar als Grundstimmung verstanden wird, aber vielseitig interpretiert werden kann. In den Texten ging es um gesellschaftliche Blödheiten bis hin zum Ärgern über sich selbst. Grantlereien in Gedichten, Liedern und in Kurzprosa brachten das Publikum zum Schmunzeln und zum Nachdenken.

In einer kurzen Einführung erläuterte Max Faistauer, dass Grant zwar als Grundstimmung verstanden wird, aber vielseitig interpretiert werden kann. In den Texten ging es um gesellschaftliche Blödheiten bis hin zum Ärgern über sich selbst. Grantlereien in Gedichten, Liedern und in Kurzprosa brachten das Publikum zum Schmunzeln und zum Nachdenken.

Musikalisch war die 32. Niedersiller Stund in besten Händen. Das steirische Trio „Aniada a Noar“ gewann sofort die Sympathie des Publikums. Melancholisch, temperamentvoll, verbunden mit Poesie und Witz musizierten die Weltmusiker mit Geige, Mandoline, Dudelsack, Gitarre, singender Säge und verschiedenen Flöten. Erfreulicherweise passten auch die Texte ihrer Lieder sehr gut zum Motto des Abends.

Kein Wunder also, dass den Zuhörern im vollbesetzten Samerstall, die von Gerlinde Allmayer organisierte „Niedersiller Stund“ viel zu schnell verging.
Gerlinde Allmayer



v.l.: Gerlinde Allmayer, Max Faistauer, Anna Nindl, Andreas Safer



Aniada a Noar



Zu später Stunde gab es noch weitere Kostproben mit Dudelsack und Geige und Gänsehautstimmung.

Vazwickt und vdraht

Schon das Lesen des originellen Titels der 8. „St. Kolomaner Mundartroas“ entfachte Neugier beim zahlreich erschienenen Publikum im „August Rettenbacher-Kulturraum“ am 24. Oktober 2019.

Das Thema „Verzwick und vdraht“ wurde von Erika Rettenbacher, Engelbert Lasinger, Ursula Pernhofer, Christine Neureiter-Schlack und Brigitte Schorn aus den verschiedensten Blickwinkeln und mit den ihnen eigenen Stilmitteln und Ideen bearbeitet. Herausgekommen ist eine gute Mischung von zeitkritischen, tiefsinnigen und humorvollen Texten, mit denen sich ein kurzweiliger Mundartabend gestalten ließ.

Durch den Abend führte einfühlsam und schwungvoll Manfred Baumann, dem die „St. Kolomaner Mundartroas“ schon seit ihrer Begründung eine wichtige Herzensangelegenheit ist. Begonnen hat die Veranstaltungsreihe im Jahr 2012. Die Idee dazu wurde im Jahr zuvor von Manfred Baumann geboren. Der St. Kolomaner Dichter August Rettenbacher wäre am 30. September 2011 hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass wurde am 11. Okt. in St. Koloman am Gemeindehaus eine Gedenktafel für ihn angebracht. Er hatte ja nicht nur viel für den Ort, sondern auch für die Mundart als Dichter, Sammler, Forscher und Förderer geleistet. Auf Anregung des damaligen Vizebürgermeisters Herbert Walkner wurde auch der herrliche Panoramaraum im zweiten Stock des Hauses „August Rettenbacher-Kulturraum“ benannt. Bei dieser Feierstunde würdigte Manfred Baumann vom ORF Salzburg das umfassende Werk August Rettenbachers und brachte einige Tondokumente mit dessen Originalstimme mit. Im Anschluss an die Gedenkstunde meinte Manfred Baumann im Gespräch mit dem damaligen Bürgermeister Willi Wallinger, dass sich dieser Raum für eine besondere Mundartveranstaltung anböte und man begann sofort zu planen. Seit dieser Stunde bereitet Erika Rettenbacher nun jedes Jahr Themenfindung und Gestaltung vor, und Manfred Baumann führt originell und interessant durch das Programm. So wurde heuer bereits die 8. „St. Kolomaner Mundartroas“ durchgeführt. Mit Stephanie Macheiner am Hackbrett und der Gitarristin Monika

Stranger bekam der Abend eine ganz besondere Note. Die Veranstaltung war äußerst gut besucht und viele Gäste aus nah und fern unterhielten sich bei der anschließenden Fotoausstellung, die zum Thema passte, angeregt über „Vazwickt und vdraht“.

Die Organisatorin Erika Rettenbacher brachte ihre Zufriedenheit über den Verlauf des Mundartabends folgendermaßen zum Ausdruck: „Manchmal die Dinge einfach auf den Kopf stellen, völlig neu betrachten, eingefahrene Gleise verlassen, dann entstehen die besten Ideen.“

Gerlinde Allmayer



Erika Rettenbacher, Engelbert Lasinger, Ursula Pernhofer, Christine Neureiter-Schlack, Brigitte Schorn



Erika Rettenbacher, Brigitte Schorn, Manfred Baumann, Monika Stranger, Stephanie Macheiner, Christine Neureiter-Schlack, Ursula Pernhofer, Engelbert Lasinger, Herbert Walkner

Was isch was – oder wer isch wer

In meim Lebe hont scho vrschiidenschte Diskurs stattfunde, au in untrschiidliche Milijös. Un heit no wechslet des, je nachdem wo i mi aufhalt. Zu meim Loidwese bin i i me linksintellektuelle Milijö lang di Kloibirgerlich gwea un hon heere misse, dass sich Großbirgr un Arbeitr guet vrschandet – abr di Kloibirgr, die sin halt di ewig Geschtrige un schuld am Tausetjährige Reich von zwelf Johr. - Dass de Franz Kafka abr als Kloibirgr des Kloibirgrtum durchschaut hot, intressiert in solchne Krois it.

De Frauediskurs isch it spurlos an mr vorbeigange un i atme heit no schwer, wenn e merk, wi schwer sich Männr demit dunt zu begreife, dass di andr Hälfte it kloinr isch als di ihrig. Un viile Frau zoiget s in ihre Litratur, dass se nausgwachse sin ibr di zugschriibe Roll.

Im IDI bin i im e Dialektdiskurs – abr it bloß des: i schwätz mei broiteschtes Schwäbisch, des e no ka, (me dät s mr abr au im Hochdeitsche no aheere, woher dass e komm, elloi scho mei Sprochmelodi vrrotet me). In Berlin, wo e lang gnueg glebt hon, hot me me abr moischtens fir e Sächs sin ghalte. I woiß it, rantschieret di Sachse no hintr odr vor de Schwobe. I will koi Klagred halte und will au koi Beileid defir, dass e nun mol leidr in me schwäbische Umfeld in di schwäbisch Sproch neigwachse bin. - Zum Troscht defir ka e bloß an de Hölderlin denke, wo s so guet gschaft hot, sein oigesinnige Sprochduktus in sein hellenistische Idealismus eifließe zum losse.

Was i mi abr frog isch, ob solche Zuschreibunge intelligent sin als die von typisch Tirk odr Russ, Amerikanr oder Arabr. Wo bleibt do de Mensch, frog i mi, wenn e emol wiidr mein kindische Dickkopf zoigt hon, un noch de Grind defir nahalte muss, dass des halt wiidr emol typisch schwäbisch sei. Entschuldigung, abr i halt s fir e Armutszeignis, wenn bei uns IDIler di Internationalität beim nächste Nachbar aufheert. Un i miss dezue sage, des intressiert mi nemme. Mi intressiert des Internationale am IDI un do isch de Dialekt e Vehikl de Begegnung un koin Selbschtzweck. Un s Litrarische am Internationale heert fir mi do auf, wo e ibr Schwäbin odr Sächs sin it nauskomm.

Claudia Scherer



Claudia Scherer

pilatuswassr

in Stans simmer gwea
hont tagt im land
von de uschuld
well de pilatus
desch doch der
wo seine hend
in uschuld wäscht

in Stans simmer gwea
do isch s wassr gratis
s pilatuswassr
un wenn de doch
drei franken neinzg
zahlsch fir e glas

wenn de in de schweiz
zahle muesch firs wassr
noch zahlsch fir
d diinschtleischtung

in Stans simmr gwea
am fueß vom pilatus
un unsr leischtung isch gwea
dass mr geld in d hend
gnomme hont
uschuldigs schweizr geld

im pilatusland
simmr gwea

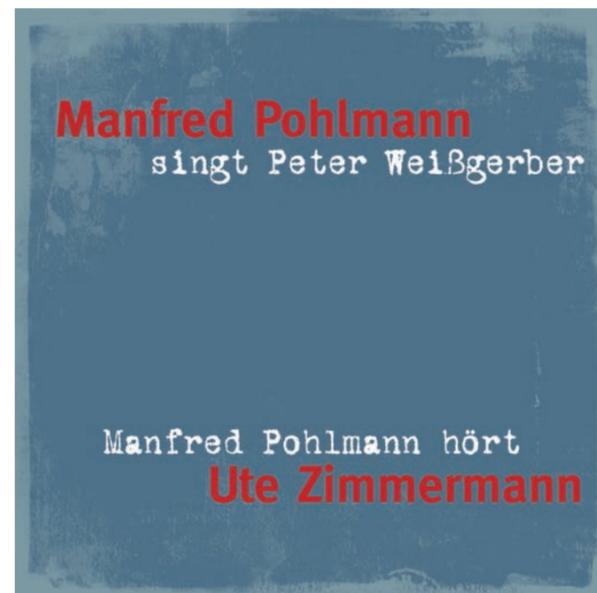
Claudia Scherer

Manfred Pohlmann hört Ute Zimmermann

Mit vollständigem Titel heißt die CD „Manfred Pohlmann singt Peter Weißgerber – Manfred Pohlmann hört Ute Zimmermann“. Damit ist klar gesagt, dass die Texte der Pfälzer Dichterin erst an zweiter Stelle rangieren und die Lieder an erster. Darunter ist immerhin ein gelungenes in Pfälzer Mundart, das saftig-drastische „Weinfestlied“. Wirklich interessant ist aber die ca. 15-minütige Wiedergabe einer Radiosendung mit Ute Zimmermann, die eigene, pointierte, kurze Gedichte liest. Schade, dass sie im umfangreichen Booklet nicht mit abgedruckt sind. Ute Zimmermann liest engagiert, variantenreich, aber nie übertrieben. Ironisch, wo es hingehört, gefühlsbetont, wo es passt. Als Zuckerstück kann der durchkomponierte „De Blues“ genossen werden: „Ä korzie Gschischt ohne Iwwerschrift. Musik: „Utes Blues“ von Yannick Monot“.

Markus Manfred Jung

CD. „Manfred Pohlmann singt Peter Weißgerber – Manfred Pohlmann hört Ute Zimmermann, Label „Schnoog“ – gerd@birsner.de 15,- EURO



Das Vorarlberger Schimpfwörterbuch

An alle Schnorrawaggli, Schoofsäckel, Hälgiiger und Hallodri, Bodasurri, Tüpflichiißer und Pappsäckl, Arschkrüucher und Rotznasle, Füdlaschlüfer, Großkopfate und Hohlköpf: Mensch-Meier, i deam Buach git as elendig viel zum Schimpfa und Fluacha. Huara-sack-ze-ment!

Über Anregung der Leiterin der Edition V, Nina Winkler, machte sich der Germanist Wolfgang Berchtold vor rund zwei Jahren daran, Schimpf- und Spottwörter sowie Fluchformeln zu sammeln. Neben der lexikalischen Aufbereitung werden die Begriffe auch erklärt und ihre Herkunft gedeutet. Dass dabei rund 250 Seiten zusammengekommen sind, zeigt, wie groß dieser Wortschatz vor allem im Dialektbereich ist. Eine Besonderheit für eine Arbeit dieser Art ist, sich nicht auf eine Sammlung aus vergangenen Zeiten und aus dem bäuerlichen Umfeld zu beschränken, sondern auch der Frage nachzugehen, wie die Jugend heute schimpft. Dadurch ergaben sich als Nebeneffekt interessante Einblicke in die Veränderung der Mundart und der Sprache überhaupt.

Durch diese Sammlung werden die vorhandenen Mundartlexika um eine interessante Sparte ergänzt und aktualisiert. Einen besonderen Leckerbissen bieten noch die witzigen Illustrationen von Silvio Raos, welche die Bildhaftigkeit der Sprache noch lebendiger machen.

Adolf Vallaster

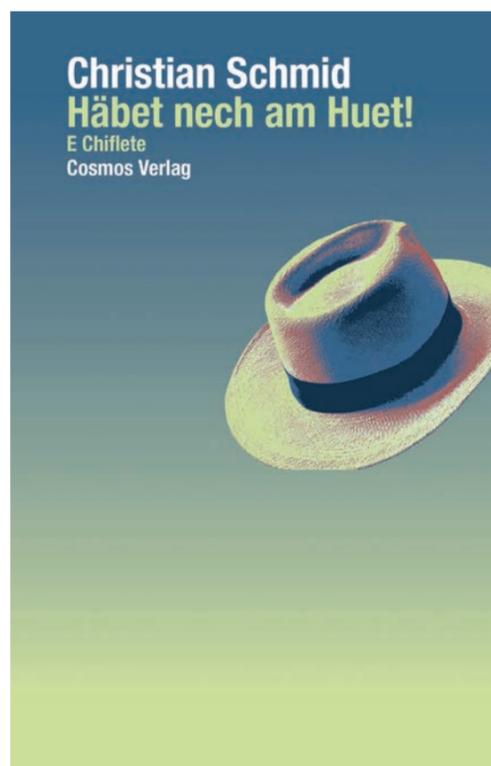


Wolfgang Berchtold
Das Vorarlb. Schimpfwörterbuch mit Karikaturen von Silvio Raos
Hardcover
15 x 21 cm
220 Seiten
ISBN 978-3-903240-10-0
EUR 29,00
edition v
Bregenz, 2019

Häbet nech am Huet!

Haltet euch am Hut, haltet euren Hut fest, denn jetzt weht ein anderer Wind, der Wind hat gedreht, warnt Christian Schmid seine Leser in seiner „Chiflete“, seiner Streitschrift gegen die verlogene Mundartkultur, die sich selber feiert, aber nur sich selber, ohne wirklich um eine anspruchsvolle Kultur zu kämpfen. Und das alles auf Bärndütsch. Vieles ist zusammengefasst im Vortrag, den der Autor in Stans bei der IDI-Tagung gehalten hat und der hier in der INFO auch abgedruckt ist. Aber wie zornig klingt das im Dialekt, wenn er zum Beispiel schreibt: „Üse Schpraachnarzismus, wo sech aus Mundaartküutuur verchleidet, isch nöörgelig, rächthaberisch, a däm änet em eigete Täuerrand nid intressiert un er süürelet das nüüt esoo. E richtegi Mundaartküutuur hätt Fröid am Mundaartreden un am Mundaartlose, u zwaar a jedem, vom Wauserische vom Pomat bis zum Platt vo Mecklebuurg-Voorpommere.“ Er enttarnt wohlfeile Selbstbeweihräucherung genauso wie die klischeehafte Abwertung von Mundartkultur durch das schriftdeutsch geprägte Kulturmilieu. Nach jahrzehntelangem Kampf um die Anerkennung der Mundartliteratur als der standardsprachlichen ebenbürtige Literatur gibt sich Christian Schmid nicht mehr mit den gnädig gewährten Brosamen vom großen Kulturdiner zufrieden. Er fordert die Wahrnehmung und den ihr gebührenden Respekt durch Wissenschaft und Kulturpolitik, wohlwissend, dass man ihn dort belächeln wird. Wer Argumente sucht für die Auseinandersetzung mit der Arroganz institutionalisierter Kultur, der findet sie hier. Das Buch beinhaltet aber auch die Rehabilitierung verkannter Mundartautoren, das sprachgeschichtliche sich Verändern der gesprochenen Sprache, eine Rechtfertigung der verschriftlichten Mundart und Literaturvorschläge „zum Läsén oder Lose“. Wem es nicht gelingt, Bärndeutsch zu lesen, muss auf eine schriftdeutsche Fassung warten, die zu drucken sich allemal lohnen würde.

Markus Manfred Jung



Christian Schmid, Häbet nech am Huet! – E Chiflete, Streitschrift, 126 Seiten, 25.- SFr., ISBN 978-3-305-00453-9, Cosmos Verlag, Muri bei Bern, 2019



manggei verlag,
Niedernsill

1. Auflage 2019

Bilder:
Wolfgang Madreiter

Texte:
Gerlinde Allmayer

ISBN: 978-3-9504610-1-5

22 Euro

Max Faistauer

Pierre Kretz, Verlorene Leben

Bisher sind im Niedernsiller Manggei Verlag Bücher mit Mundartgeschichten und -gedichten heimischer Autor*inn*en erschienen. Vielfach waren den literarischen Texten Bilder beigefügt, um deren Stimmung zu unterstreichen. Im vorliegenden Buch, „Geh, schau und staune“, beschritt der Verlag den Weg andersherum. Im Vordergrund stehen wunderbare kleine und große Kostbarkeiten für das Aug‘, welche der Fotograf Wolfgang Madreiter bei seinen Wanderungen in der Pinzgauer Landschaft einfühlsam mit seiner Kamera festgehalten hat. Auf seinen Wunsch schrieb Gerlinde Allmayer, Autorin und Verlegerin, ihre Gedanken und Empfindungen nieder, die sie bei der Betrachtung der einzelnen Bilder bewegten. Neben poetischen Gedichten genügte ihr oft auch ein kurzer Satz, um zu zeigen, in welche Stimmung ein Bild sie versetzte. Auch den Wechsel zwischen Dialekt und Hochsprache bestimmte der Eindruck, den ein Foto auf sie machte. Durch das geschriebene Wort erhält der Betrachter Anregung, sich den eigenen Zugang zu den abgebildeten Motiven zu „erschauen“. Mit dem achtsamen Zusammenfügen beider Elemente gelang Gerd Allmayer auch grafisch eine harmonische Abstimmung von Bild und Wort. Der Titel des Buches ermuntert zum Gehen in freier Natur, um zu schauen, was diese zum Staunen bietet. Das gelungene Werk lädt ein zum Schauen, Staunen und Lesen.

„Verlorene Leben“ ist der dritte Prosaband des dreisprachigen Elsässer Dichters Pierre Kretz. „Der Seelenhüter“ und „Ich, der kleine Katholik“ reüssierten auf Deutsch und Französisch. Im letzten Jahr hat er mit dem Monolog in Elsässerdütsch „I bin e beesi Fräu“ für Furore gesorgt. Das Stück wird auf vielen Bühnen gespielt und ist mehrfach als Hörspiel adaptiert worden. Der aktuelle Roman schildert die tragische Geschichte des Elsass der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anhand des Schicksals des 1910 geborenen Bauernsohns Ernest Schmitt, der als Jurist in Straßburg eine brillante Karriere macht, bis er 42 als Zwangsrekrutierter in die Deutsche Wehrmacht eingezogen wird. Er kehrt aus Russland als gebrochener Mann zurück, kann in der Nachkriegszeit nie mehr richtig Fuß fassen und verschwindet eines Tages (fast) spurlos. 20 Personen aus Schmitts Umfeld lässt Pierre Kretz zu Wort kommen, und zwar über einen Zeitraum von über 50 Jahren, u.a. den geschichtlich nachgewiesenen Autonomisten und späteren SS-Offizier Hermann Bickler, der vergeblich versucht hatte, aus Schmitt einen brauchbaren Nazi zu machen. Kretz schreibt klar und schnörkellos. In der wörtlichen Rede ist immer wieder Elsässisch eingeflochten. Wer in die geschundene Seele des elsässischen Volkes Einblick nehmen will, erhielt mit Kretz’ Roman die beste Gelegenheit dazu.

Markus Manfred Jung



Pierre Kretz

Verlorene Leben
Roman

166 Seiten,
Hardcover,

20,00 € [D]

ISBN 978-3-
7496-1006-8

Verlag Klöpfer,
Narr 2019

Impressionen der Tagung in Stans

